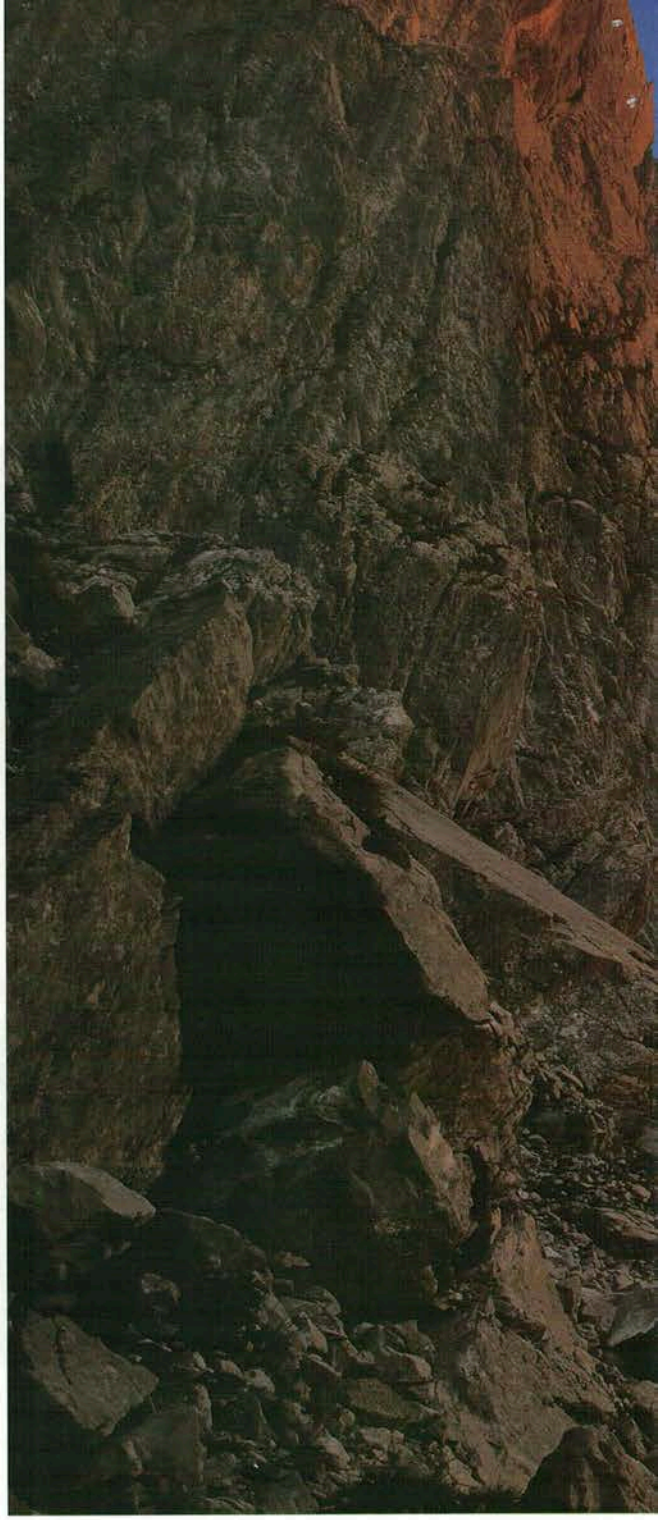
Empfundene Landschaft

Von Michel Roggo

Die Suche nach unberührter Natur in seiner Heimat stellte den Schweizer Michel Roggo zunächst vor eine scheinbar unlösbare Aufgabe. Spuren der Zivilisation sind auch in der Schweiz inzwischen allgegenwärtig. Nebel, Schnee und ungewöhnliche Lichtverhältnisse waren schließlich die Lösung. Sie verwandelten selbst vom Menschen stark geprägte Gegenden – wenn auch immer nur für kurze Zeit – in märchenhafte Urnatur. Nur so konnte er heimische Landschaften darstellen, wie er selber sie als Kind empfunden hat – kraftvoll.



Landschaften fotografieren in der Schweiz – muss das nicht traumhaft sein? Ist nicht der Alpenraum das unberührte Herz Europas? Mitnichten. Längst sind die Alpen zum Rummelplatz verkommen; Touristenorte, Industrie und Wohnsiedlungen verbreiten sich entlang wuchernder Verkehrsachsen wie Krebsgeschwüre über das kleine Land. Die Suche nach der urtümlichen Landschaft wird schwierig.

Stets gehe ich Projekte an, ohne mir vorher schon allzu viel Gedanken über die Realisierbarkeit zu machen. Ich sage einfach mal zu – und stecke dann in den Problemen. Das führt dazu, dass ich meist gleichzeitig auf verschiedenen Kontinenten in Projekten engagiert bin, die nur schwer durchführbar sind.

So sagte ich auch spontan zu, als ich die Anfrage erhielt, ein Buch über eine kleine Landschaft in der Schweiz zu fotografieren: Deutschfreiburg, nahe des Städtchens Freiburg, am Rande der Voralpen, eine Landschaft, die sich von schroffen Zinnen bis zu einer weiten Seenlandschaft sanft absenkt. Nun, ich wurde hier geboren und ich lebe immer noch hier, kenne die Landschaft seit Jahrzehnten. Also sicher kein Problem.

Ich schlug vor, in den Bildern Landschaften zu zeigen, wie sie unsere Ahnen kannten. Unberührt, Natur pur. Eine Suche nach den Wurzeln der Deutschfreiburger, deren bäuerliche Kultur einst stark von der Landschaft geprägt war. Kraftvoll sollten die Landschaften sein, Urlandschaften eben.

Auf der Suche nach unberührter Natur

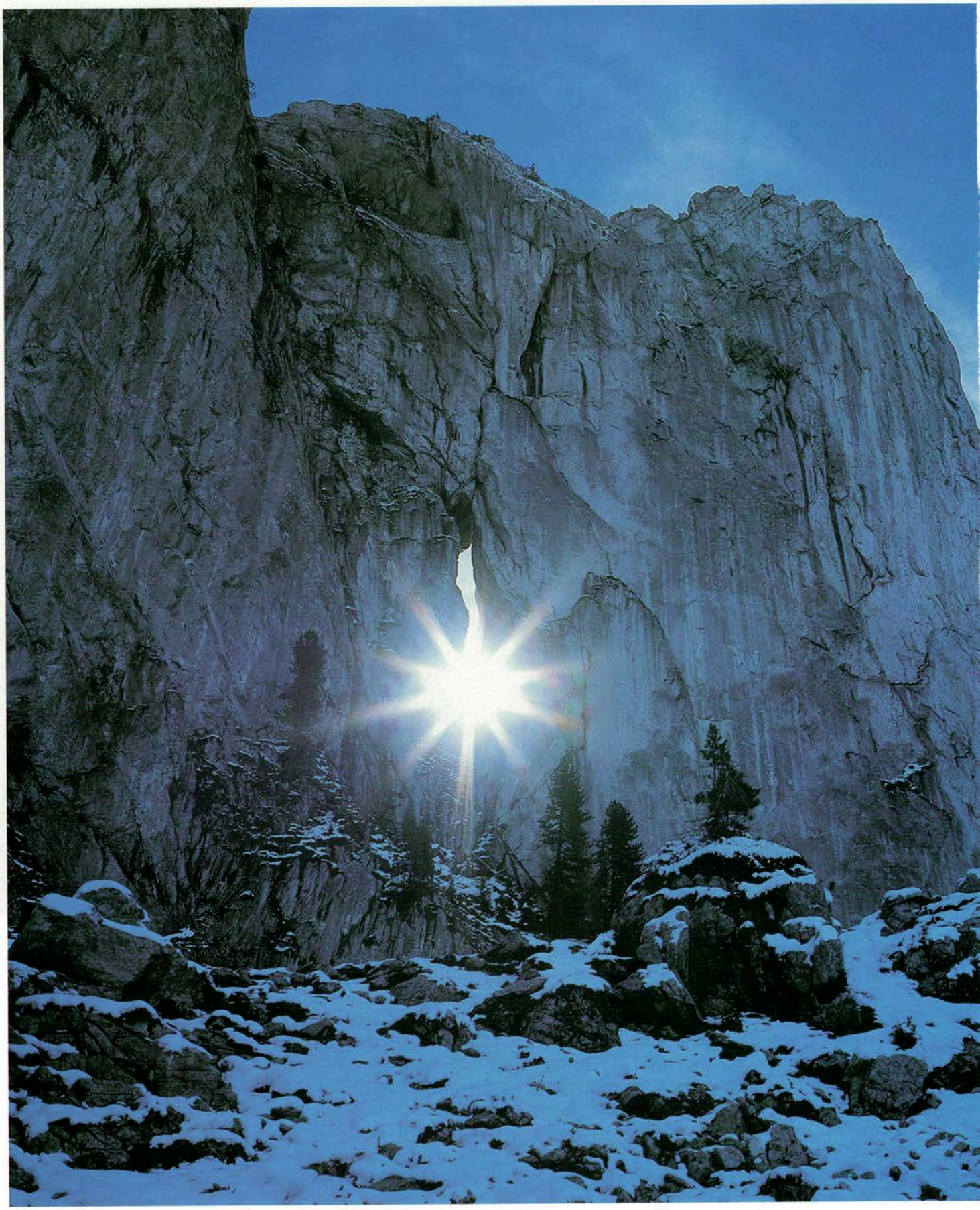
Dann der Schock. Über Wochen durchstreifte ich die mir wohl bekannte Landschaft. Ich realisierte: Nichts mehr

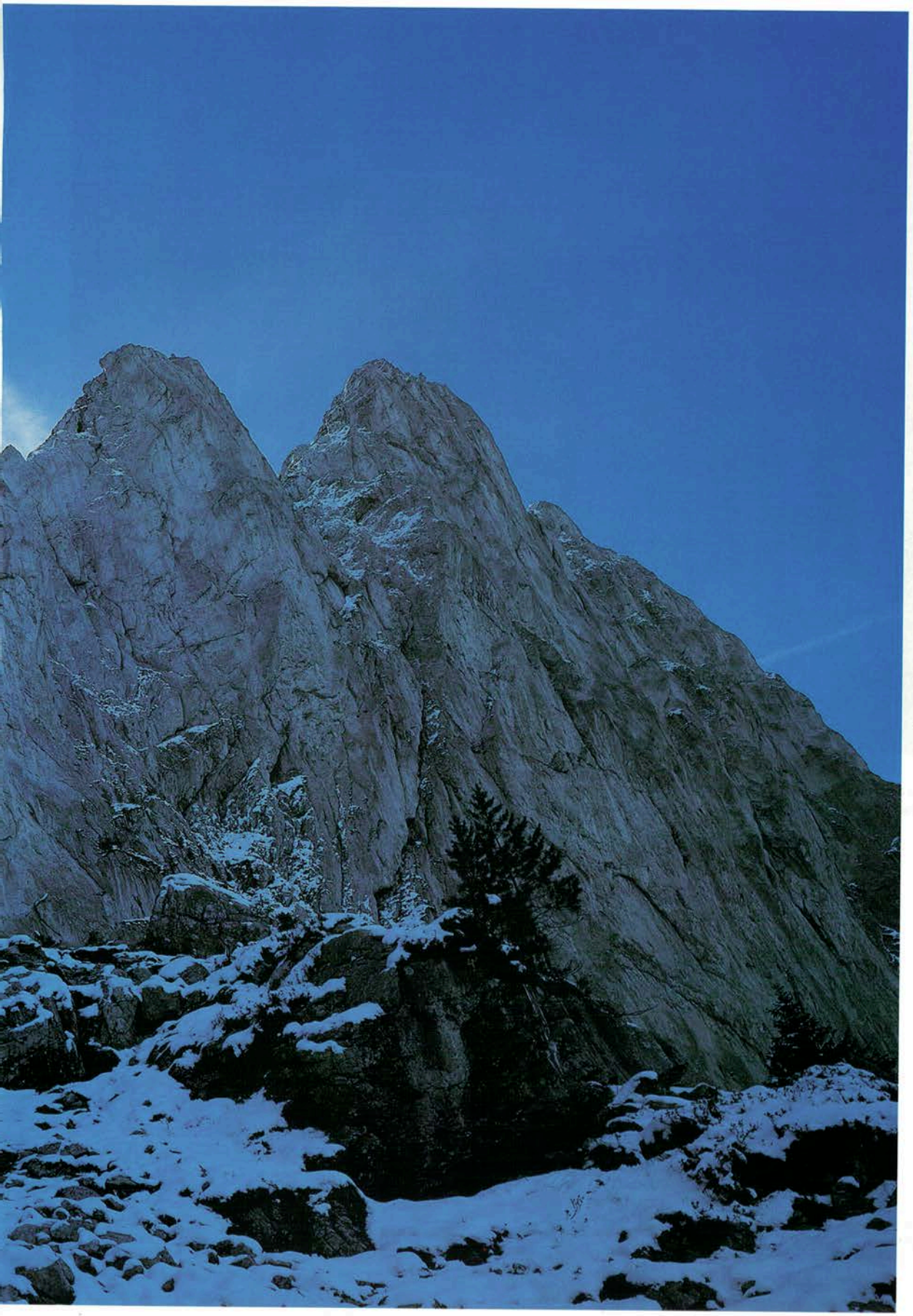
war wie früher, als ich als Knabe mit meinem Vater übers Land zum Fischen fuhr. In zwei, drei Jahrzehnten war eine Landschaft zerstört worden – und der Prozess geht unaufhaltsam weiter. Ausgehend von der neuen Autobahn fraß sich ein Netz von Verkehrsachsen in die Landschaft, Industriezonen wucherten überall und fortschrittsgläubige Kommunalpolitiker hatten im Wettstreit um jedes noch so unbedeutende Dorf überdimensionierte Industrie- und Einfamilienhaus-Zonen zu verantworten.

Deutschfreiburg gab es nicht mehr. Es war eine Landschaft entstanden, wie sie heute zwischen Bern und Zürich überall anzutreffen ist – beliebig, ohne eigenständigen Charakter. Deutschfreiburg war Bestandteil eines großen Siedlungsraumes geworden, der locker gebauten „Stadt Schweiz", eingepasst zwischen Alpen und Jura. Ein raumplanerisches und architektonisches Pearl Harbour.

Ich charterte ein Kleinflugzeug, suchte aus der Luft nach größeren, unberührten Landschaftsräumen. Ich fand eigentlich nur zwei: in den Voralpen eine schwer zugängliche, schroffe Bergkette mit Resten eines Urwaldes, die Gastlosen, dazu eine tiefe Schlucht mit einem ungebändigten Fluss, der Sense.

Die allerletzten Sonnenstrahlen streichen mit magischen Farbtönen über die Flanke der Gastlosen. Rasend schnell gilt es zu arbeiten, will man die Stimmung einfangen. Nachdem man die Komposition bestimmt hat, sind in schneller Folge Belichtungsvarianten zu empfehlen.





Keine Minute dauert der Blick der Sonne durch das schmale Felsloch in den Gastlosen. Die schattige Felswand, der helle Schnee und die gleißende Sonne machen die Belichtung äußerst schwierig. Ein paar Mal nur kann man das Stativ blitzschnell verschieben, ausrichten, auslösen, dann ist der Zauber vorbei.

Der erste Schneesturm ist über das Hochtal gezogen. Die Wolken lockern auf, magisches Licht erfüllt die Brecca. Bald wird die Sonne den Schnee schmelzen, und es gilt, schnell zu arbeiten.

Vorübergehende Urlandschaften

Was war zu tun? Wie konnte ich die verlorene Urlandschaft darstellen? Ich fand die Lösung nach endlosen und erfolglosen Versuchen. Ich musste die räumlich nicht mehr existierende Urlandschaft in der Zeit suchen. Da existiert sie, für Stunden manchmal, oft aber nur für Sekunden. Ich arbeitete bald nur noch bei schlechtem Wetter. Dann legte der Nebel seinen Schleier sanft über die geschundene Landschaft. Der erste Schneesturm ließ die Alpstraßen im Hochtal verschwinden. Das fahle Licht des Mondes verwandelte die banale Landschaft in eine Märchenwelt. Peitschender Regen machte aus einer Pfütze ein Meer. Klirrende Kälte hielt die Erholungssuchenden fern vom Fluss. Und, und, und …

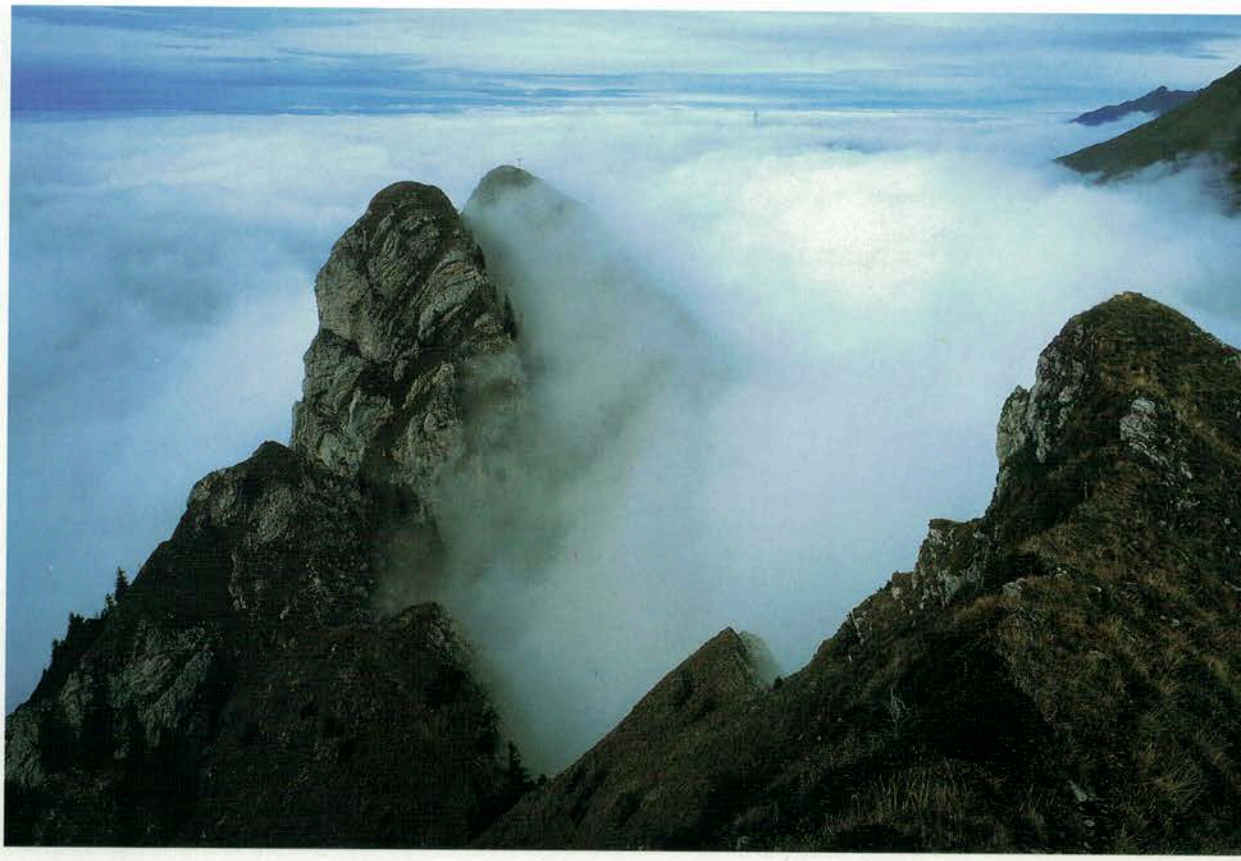
Was ist daraus zu schließen? Ich weiß, mein Jammern über die Verschandelung einer einst großartigen Landschaft ist subjektiv. Weil dies meine Heimat ist, liebe ich die Landschaft, auch die vom Menschen geprägte. Doch gerade deshalb reagiere ich sehr empfindlich auf die Veränderungen. Ich bin mir bewusst, dass viele Naturfotografen eine nicht annähernd so große Vielfalt an Landschaften, Tieren und Pflanzen beinahe direkt vor ihrer Haustüre finden, wie das bei mir der Fall ist. Und gerade deswegen scheint mir meine Schlechtwetter-Erkenntnis – und sei sie noch so banal – für andere Naturfotografen bedeutsam.

Alle Aufnahmen entstanden mit der Fuji GSW690 III, mit einem Fixobjektiv 5.6/65 mm sowie mit der Fuji GW690 II, mit einem 3.5/90 mm-Normalobjektiv. Gearbeitet wurde ausnahmslos vom Stativ: meist dem Gitzo 1228 M aus Karbon, bestückt mit einem Arca-Swiss Monoball B1. Belichtet wurde auf Fujichrome Velvia.

Arbeiten mit langen Verschlusszeiten

Wesentlich für die fotografische Umsetzung des Projektes war die Wahl der Kamera. Ich entschied mich für das Mittelformat 6x9 cm: Die Fuji GSW690 III, mit einem Fixobjektiv 5.6/65 mm im leichten Weitwinkelbereich und die Fuji GW690 II, mit einem 3.5/90 mm-Normalobjektiv. Gearbeitet wurde ausnahmslos vom Stativ: meist dem Gitzo 1228 M aus Karbon, bestückt mit einem Arca-Swiss Monoball B1. Durch das Arbeiten mit dem Stativ konnte der niedrigempfindliche, feinkörnige Fujichrome Velvia mit 50 ASA eingesetzt werden. Meist wurde auf 16 bis 32 abgeblendet. Dabei wählte ich die Blende so, dass sich möglichst Verschlusszeiten von 1 Sekunde ergaben – oder über 5 Sekunden. Diese et-

Die herbstliche Voralpenlandschaft wird durch das sich ständig ändernde Nebelmeer verzaubert. Zudem verdeckt der Nebel die Straßen und Siedlungen des Touristenortes Schwarzsee.



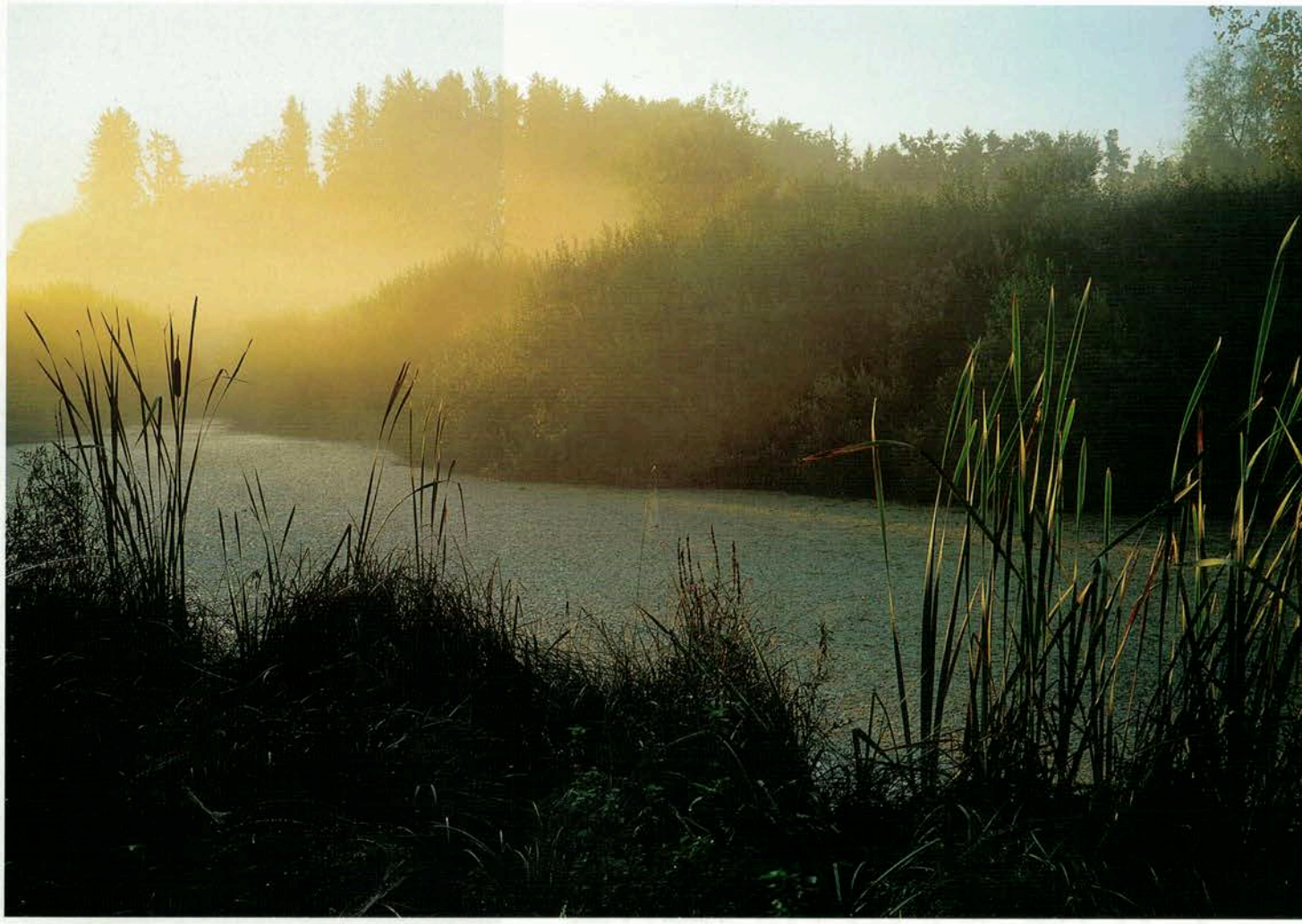
Ein unvergesslicher Tag auf der Fochsenflue. Innerhalb kürzester Zeit ändern sich Licht und Nebel und schaffen ständig neue Bilder. Am Abend verhüllt dichter Nebel auch den Gipfel.

Schachtelhalme und Stämme wirken besonders urtümlich. Die Aufnahme entstand mitten in einem namenlosen Wirtschaftswald. Eine Urlandschaft im Kleinen. Für europäische Fotografen meist die einzige Möglichkeit, Naturlandschaften darzustellen.

was eigenartige Verschlusszeiten-Wahl hatte einen einfachen Grund: Beide Gehäuse lassen Zeiten von 1/500 bis 1 Sekunde zu, dann in der T-Stellung eine beliebige Dauer. Aber: Nach dem Auslösen in der T-Stellung lässt sich der Belichtungsvorgang nur abbrechen, indem man am Verschlusszeiten-Ring dreht oder den Spannhebel bewegt – ein klarer Minuspunkt dieser Kameras, denn das kann zu verwackelten Bildern führen. Bei einer genügend langen Verschlusszeit, also länger als 5 Sekunden, war das jedoch zu vernachlässigen. Um dieses Vorgehen auch bei hellerem Licht zu ermöglichen, waren Graufilter zur Lichtreduktion erforderlich. Regelmäßig reduzierte ich mit B+W-Filtern das einfallende Licht um 2, 3 oder gar 6 Blendenstufen.
Gelegentlich belichtete ich Bilder überlang, bis hin zu 40 Minuten, etwa bei Mondlicht. Doch das hatte zuweilen einen speziellen Grund. Die Gastlosen liegen im Greyerz und da wird der beste Käse der Welt produziert. Ich konnte also, während sich auf dem Film allmählich das Abbild der Bergkette einprägte, in eine nahe Alphütte gehen und ein Käse-Fondue essen: Ein echter Freiburger kann in der kalten Jahreszeit unmöglich länger als eine Woche ohne sein geliebtes Fondue leben.

Bilder ohne Spuren von Zivilisation

Die Wahl dieser Ausrüstung hatte einen gewichtigen Nachteil. Zusammen mit den paar Sachen, die ich etwa für eine Tagestour in den Voralpen brauchte, hatte ich immer über zehn Kilogramm am Rücken. Doch durch die Beschränkung auf die beiden Kameras mit Fixbrennweiten kam ich nie in Versuchung, eine Landschaft irgendwie fotografisch aufzumotzen. Keine spektakulär verzerrten Fisheye-Bilder, keine mit dem Tele komprimierten Landschaften. Ich musste immer an die Landschaft herantreten, konnte keine Schlucht mit dem Tele überwinden, keine störende Hochspannungsleitung aussparen. Natürlich waren viele Bilder so nicht möglich. Aber ich wollte nun mal nichts von Motorboot, Alphütte, Autobahn, Feuerstelle, Schaf, Telefonleitung, Bergstraße, Düsenstreifen, Skispur oder



Mitten durch eine einzigartige Moorlandschaft bei Düdingen führt eine Autobahn. Morgennebel und helles Gegenlicht verdecken die Wunden. Vom Lärm der Autobahn, der mich beim Fotografieren störte, ist auf dem Bild nichts mehr zu spüren.

ähnliches im Bild haben. Das war nicht immer leicht, und nur zu oft fand ich am Leuchtpult ein kleines verräterisches Etwas, das ich im Gelände übersehen hatte: etwa mitten im scheinbaren Urwald einen Ast, der von einer Säge abgetrennt worden war. Einen Spezialfall stellten die Gipfelkreuze dar: Die Schweizer stellen die Dinger unverdrossen auf jeden noch so unbedeutenden Hügel. Ich musste vor den Kreuzen kapitulieren und sie so diskret als möglich in die Komposition einbauen. Mit etwas Glück zogen ein paar Nebelschwaden an ihnen vorbei.

Der Lohn für die Strapazen

Die Landschaften mussten immer und immer wieder besucht werden. Über 5.000 Mittelformat-Dias wurden so an fast 150 Arbeitstagen belichtet. Für ein kleines regionales Projekt mit einem Buch und einer Ausstellung ein unverhältnismäßiger und unwirtschaftlicher Aufwand, und meine Auftraggeber wären sicher auch mit etwas weniger hart erarbeiteten Bildern zufrieden gewesen. Doch wahrscheinlich war diese Arbeit für mich auch eine ganz persönliche Suche nach meinen Wurzeln, die in der verlorenen Urlandschaft liegen. Und da gibt es noch einen anderen Aspekt, wieso ich unverhältnismäßig viel Zeit in dieses Projekt investierte. Wie beglückend war es, an einem grauen Wochentag im November den Rucksack zu schultern, stundenlang ein menschenleeres Hochtal hinauf zu marschieren, hoch droben im ersten schweren Schneesturm ein Bild zu machen. Ein Bild für alle die Menschen, die jahrein, jahraus in den Straßenschluchten der Metropolen ihren wichtigen Geschäften nacheilen und die nie einen solchen Tag erleben dürfen.

Michel Roggo (51)

Die intensive Auseinandersetzung mit seinen Themen prägt die Arbeitsweise des Naturfotografen und Textautors. Reisen führten ihn mittlerweile auf alle Kontinente. Auch Europa und seine Schweizer Heimat sind regelmäßig Gegenstand seiner Fotografie. Unter dem Titel „Urlandschaften" erschien 2001 ein Bildband, in dem sechs Schweizer Landschaften porträtiert werden. Im Internet gibt es unter www.roggo.ch weitere Informationen über den Fotografen.